

«Es ist krass, seinen Alltag in einem Film zu sehen»

Über Hunderttausend Menschen haben «Heldin» bereits im Kino gesehen. Der Film zeigt schonungslos die Folgen des Pflegenotstands auf. Warum entscheidet man sich überhaupt noch für diesen Beruf? Wir haben nachgefragt.

«Man wird niemandem gerecht»: Eine junge Pflegende erkennt im Film «Heldin» ihren Alltag wieder.

Bilder: Salvatore Vinci/Filmcoop

Stephanie Schnydrig

Es ist Pause im Kino, wo gerade der Film «Heldin» läuft. Enya, 23 Jahre alt, sitzt im dunklen Saal und schickt sogleich eine Sprachnachricht via Whatsapp:

«Hey, es isch mega emotional und geht mer huerä nöch. Es isch so krass, will du gesehch din Alltag inne Film. Und es isch so: «Wow, schön, dass das öpper mal uf de Screen bracht hät.» Es isch ungläublich. Wenn du öpper bisch wie die im Film, wo allne grächt wot wärde und's nöd chan ha, wenn öpper nöd zfride isch – ich bi au so – tuets der sooo leid. Du burnsch eifach out. Und das jedä Tag. Und das eifach jedä Tag.»

Später wird Enya erzählen, dass sie am Ende des Films so aufgewühlt war, dass sie heulend einen Freund anrief. Enya ist im dritten Lehrjahr zur Fachfrau Gesundheit (FaGe) auf einer Demenzabteilung. Schon vor der Lehre arbeitete sie in Alterszentren, im Spital, im Spät- und Nachtdienst sowie in der Gerontopsychiatrie.

«Heldin» läuft seit über einem Monat in den Schweizer Kinos – mit beachtlichem Erfolg: Es ist der erfolgreichste Schweizer Film seit der Pandemie und belegt seit fünf Wochen in Folge Platz eins der Deutschschweizer Kinocharts. Auch in Deutschland begeistert der Film das Publikum.

Der Film begleitet die junge Frau Floria Lind während einer ganzen Spätschicht, die sie wegen Personalmangel nur mit einer Kollegin auf der chirurgischen Abteilung eines Kantonsospitals bestreiten muss. Man beobachtet, wie es die diplomierte Pflegefachfrau zwischen Fürsorge, Erschöpfung und Überforderung fast zerreisst.

30'500 Stellen bleiben unbesetzt

Der Pflegenotstand ist längst Realität. Schon heute fehlen Fachkräfte, bis 2030 werden laut einer Studie von PwC rund

30'500 Stellen unbesetzt bleiben. Und nun auch noch dieser Film, der schonungslos die Schattenseiten des Berufs offenlegt. Schreckt das den Nachwuchs nicht noch zusätzlich ab?

Diesen Vorwurf und diese Sorge äusserten vor allem ältere und nicht mehr im Beruf tätige Berufskolleginnen und Berufskollegen, sagt Christina Schumacher, stellvertretende Geschäftsführerin des Berufsverbands SBK. «Uns ist bewusst, dass das kein Alles-ist-super-Werbespot für den Pflegeberuf ist», fügt sie hinzu und erzählt von einem Abend in Biel, an dem ein älterer Herr diese Kritik anbrachte. Da sei eine junge Frau aus dem Publikum aufgestanden, die gerade ihr Pflegestudium begonnen habe. Sie sagte: «Bei mir kam während des Films vielmehr der Gedanke auf: «Jetzt erst recht!»»

Tatsächlich gibt es viele Pflegefachleute, die sagen, dass der Film sie stolz mache, Teil dieses Berufsstandes zu sein. So auslaugend die Arbeit nämlich auch sein kann, sie ist sinnstiftend, unentbehrlich. Früher oder später ist jede und jeder auf Pflege angewiesen. Der überwiegende Teil der Pflegenden ergreift den Beruf denn auch mit der Überzeugung, dass ihre Arbeit wichtig ist. Auch Schumacher findet: «Es bringt nichts, wenn wir die momentane Situation schönreden. Was nützt es, wenn junge Leute mit falschen Vorstellungen einsteigen – und nach kurzer Zeit wieder aufhören?» Tatsächlich ist das heute der Fall: Rund ein Drittel der diplomierten Pflegenden steigt schon innerhalb von vier Jahren nach dem Abschluss wieder aus.

Schlechte Vorbereitung auf den Beruf

Das Projekt Scohpica (Swiss Cohort of Healthcare Professionals and Informal Caregivers) erhebt seit 2022 systematisch die Bedürfnisse von Pflegenden. Die jüngsten Ergebnisse zeigen, dass nur etwas mehr als die Hälfte der 18- bis 30-jährigen

findet, die Ausbildung habe sie gut auf die berufliche Tätigkeit vorbereitet. «Das ist wirklich bedenklich», sagt Schumacher. Vielleicht könne «Heldin» ja etwas bewirken.

Es ist ein Mittwochabend. Anna, 14 Jahre alt, steht vor dem Eingang in den Kinosaal im aargauischen Schöftland. «Für mich ist es ein schöner Gedanke, Menschen in ihrer fragilsten Situation zu helfen», sagt sie, die an zwei Schnuppertagen bereits erste Einblicke in den Alltag eines Pflegeheims erhalten hat. «Obwohl ich nur Medikamente sortieren und in Kästchen einfüllen durfte, habe ich gemerkt, wie wichtig diese Arbeit ist. Die Menschen sind so abhängig von einem – jede noch so kleine Handlung kann überlebenswichtig sein.»

Anna ist sich ziemlich sicher, dass sie eine Ausbildung zur FaGe machen möchte. Besonders interessiert sie sich für die

Psychiatrie: «Mich fasziniert, wie das Gehirn die Psyche beeinflusst.»

Schon in der Ausbildung verheizt

Dass der Film sie nun gleich abschrecken wird, glaubt sie nicht: «Meine Freundinnen, die eine FaGe-Lehre absolvieren, erzählen mir alles – wie stressig es ist, wie tief der Lohn. Ich bin nicht naiv.» Anna ist überzeugt, dass sie Nacht- und Wochenenddienste gut wegstecken können wird. Und sie will sich nach der Lehre weiterbilden – auch, um später einmal mehr zu verdienen. Anders als Anna es plant, lassen sich derzeit laut Christina Schumacher viel zu wenige junge Berufsleute zur diplomierten Pflegefachperson weiterbilden. Das ist die Stufe, auf der auch Floria aus dem «Heldin»-Film arbeitet und die heute besonders stark vom Pflegemangel betroffen ist. Mit ein Grund: der

enorme Druck auf den Stationen, der auch die Lernenden und die Studierenden trifft. Im Film wird das exemplarisch an der Auszubildenden Amelie sichtbar. Sie wird von ihren Kolleginnen angefaucht – nicht aus Gemeinheit, sondern weil sie auf der unterbesetzten Station überlastet sind.

«Oftmals werden die Lernenden und Studierenden schon in der Ausbildung überfordert», sagt dazu Christina Schumacher. Sie würden aufgrund des Personalmangels als zusätzliche Arbeitskraft eingesetzt und nicht als Person in Ausbildung. Das kann schlimmstenfalls zu Lehr- und Studiumsabbrüchen führen. Enya kennt das: Oft tue sie Dinge, die noch gar nicht ihrem Kompetenzbereich entsprechen. «Ich mache dasselbe wie ein fertig Ausgebildeter, bekomme aber weniger Lohn.»

Auch die Scohpica-Daten zeichnen ein düsteres Bild: Nur gut die Hälfte der Pflegenden ist zufrieden mit der Work-Life-Balance. 15 Prozent beschreiben ihren Gesundheitszustand als mittelmässig oder schlecht, 20 Prozent fühlen sich stark bis extrem gestresst. Ein Drittel sagt, sie seien «unzufrieden» oder «sehr unzufrieden» mit der Arbeit. So liegt die Fluktuationsrate mit 25 Prozent deutlich über dem schweizweiten Branchendurchschnitt von 16 Prozent.

Was aber auch zum Bild gehört: Zwei Drittel der Pflegenden sind «zufrieden» bis «sehr zufrieden» mit ihrer Arbeit. Dies gilt unabhängig von Geschlecht, Berufsstufe, Alter, Kanton und Herkunftsland. Nur ein Unterschied zeigt sich: Der Anteil der Zufriedenen ist in der Spitex noch höher und liegt bei 75 Prozent.

Ungeachtet der aktuellen Situation ist allerdings auch klar: Die demografische Entwicklung wird das Problem mit der Pflege verschärfen. Mehr alte Menschen, mehr chronische Erkrankungen – und weniger, die pfe-

gen. Wie also gegensteuern?

Für Christina Schumacher wäre ein erster, dringend nötiger Schritt: Reservepersonal einzuplanen. «Wenn heute jemand kurzfristig ausfällt – etwa wegen Krankheit –, gibt es kaum Ersatz. Der Druck und Stress für die verbleibenden Kolleginnen und Kollegen steigt dadurch massiv», sagt sie. Zudem brauche es unbedingt eine Einspring-Prämie. «Wer kurzfristig einspringt, um eine Kollegin zu vertreten, muss dafür auch ordentlich entschädigt werden. Je spontaner der Einsatz, desto höher die Prämie», bringt es Schumacher auf den Punkt.

Flachere Hierarchien sind erwünscht

Auch Enya wünscht sich mehr Lohn – obwohl sie ihren nicht grundsätzlich schlecht findet. «Aber er spiegelt nicht wider, was wir leisten.» Noch wichtiger seien ihr flachere Hierarchien, mehr Erholung, mehr Wertschätzung.

Im Kinosaal in Schöftland gehen die Lichter wieder an. Anna lächelt. Ob sie denn gar nicht zweifelt? «Natürlich kann ich mir nicht vorstellen, mein ganzes Leben lang diesen Stress auszuhalten. Aber ich will es versuchen – ein paar Jahre mindestens. Denn wenn ich einmal alt bin, will ich auch gut umsorgt werden. Von jemandem, der seinen Job mit Hingabe macht.»

Enya wird ihre Lehre im Sommer abschliessen. Danach will sie eine Auszeit nehmen, sicher ein Jahr. Reisen, Kraft tanken, Abstand gewinnen. «Aber ich steige nicht aus. Ich bleibe in der Pflege», sagt sie. «Es ist meine Leidenschaft.» Und sie weiss: «Wir brauchen mehr Leute, die diesen Beruf aus Überzeugung machen. Nicht, um am Ende des Monats Geld auf dem Konto zu haben oder weil ein Job schnell zu finden ist.» Es brauche Menschen, die von Herzen dabei seien. So wie Floria Lind im Film. Oder wie sie selbst, die jeden Tag aufs Neue mit Hingabe ihren Dienst antritt.



«Wer kurzfristig einspringt, muss dafür auch ordentlich entschädigt werden. Je spontaner der Einsatz, desto höher die Prämie.»

Christina Schumacher
Stellvertretende
Geschäftsführerin des SBK



«Der Lohn spiegelt nicht wider, was wir leisten. Aber ich steige nicht aus. Ich bleibe in der Pflege. Es ist meine Leidenschaft.»

Enya
23 Jahre alt, im 3. Lehrjahr zur
Fachfrau Gesundheit (FaGe)